„Die Polen kommen!“

Reisebilder aus der Ostmark. Von **Ludwig Kapeller.**

(Vossische Zeitung, 27. Januar.)

„Schwiebus! Alles aussteigen! Schwiebus!“ — Aber ich will bis Bentschen. — „Bis dorthin fährt kein Zug; alle nur bis Schwiebus.“ „Auch kein Güterzug, keine Maschine?“ — Nichts. Was wollen Sie auch in Bentschen; der Bahnhof ist ein Trümmerhaufen, die Stadt von den Polen besetzt . . .!“

Auf dem Bahnhof plötzlich ein Kommandowort. Und ein Leutnant: „Antreten in Zweierreihen . . . Abzählen!“ — „Vierundzwanzig!“ brüllt der letzte der Doppelreihe. Soldaten: achtundvierzig Mann von achtundvierzig verschiedenen Waffengattungen. Drei oder vier sogar in Zivil; und fast alle mit dem Stullenpaket, wie zu einem Schulausflug; aber ohne Waffen. „Schwiebuser Freiwillige für Bentschen,“ belehrt man mich. Dann eine Maschine mit drei Wagen. Ich wende mich an den Leutnant: „Darf ich . . .?“ — Jawohl, ich darf mitfahren nach Bentschen!

Die Räder hacken über die Geleise, nach Osten, in den dämmernden Abend. Die Jungen singen nicht und sprechen kaum. Plötzlich kreischen die Räder, und wir stehen. Die Polen schon? — Nein, deutsche Posten, drei waffen- und granatenstrotzende deutsche Soldaten: „Nicht weiterfahren; die Polen sind in Bentschen!“ — Wir fahren doch. Aber nach zehn Minuten stehen wir wieder. Wieder deutsche Soldaten, zwanzig, dreißig: „Sie kommen nicht hinein nach Bentschen, Herr Leutnant, die Polen . . .“

Nun ist auch auf dem Felde die Nacht. Weit vorn, ganz undeutlich ein Licht. Das ist der Bahnhof Bentschen.

Der Leutnant steht im Kreis seiner Leute. „Also gut, steigt aus, erwartet mich hier. Ich fahre hinein.“ — Schnell auf die Maschine und nun vorsichtig vorwärts. Der Lokomotivführer verliert kein unnützes Wort; die Hand am Hebel: beim ersten Schuß mit Volldampf zurück. Aber niemand schießt. Das Licht ist schon ganz nahe, wir laufen am Bahnsteig an; alles bleibt ruhig. Ein halbes Dutzend Schatten springen aus dem Bahnhofbau. Polen? — Nein, deutsche Unteroffiziere.

„Also was ist los?“ — „Traurig, Herr Leutnant, die Schweinekerls haben ihre Posten verlassen. Alles stürmt. Die Polen können jeden Augenblick hier sein . . .!“

Anderthalb Stunden blieben wir in Bentschen; kein Pole ließ sich sehen.

In der Bahnhofs-Kommandatur ein Leutnant in Zivil, der letzte, der aushielt am Bahnhof. „Wir müssen zurück, müssen morgen mit frischen Kräften Verlorenes zurückholen . . . — „Nein, ich bleibe; mit meinen 48 Mann halte ich den Bahnhof. Fahren Sie ruhig ab; Sie müssen auch einmal schlafen! Ich hole meine Leute.“

Ein Herr in Zivil. Hauptmann a. D., Kommandant der Bentschener Bürgerwehr, die man gestern gebildet: „Ich möchte die Ausweise für meine Leute . . .“ — „Herr Hauptmann, wir räumen . . .“

Es ist unheimlich, im Finstern Maschinengewehre und Handgranaten zwei Meter hoch in die Maschine zu schaffen, wenn man nicht damit umzugehen versteht. Aber sie den Polen zurücklassen?!

Und dann fahren wir ab. Ein Schuß zwingt uns zum Halten: Deutsche Soldaten sind's, die schneller nach Schwiebus wollen! Dann noch einmal; und dann alle fünf Minuten: deutsche Soldaten, denen es zu langsam geht zu Fuß. Deutsche Soldaten, die fliehen!

Die Eisenbahner sind dort geblieben; vom Vorsteher bis zum Weichensteller.

* * *

Eine Nacht, eiskalt, im Güterschuppen von Frankfurt a. O. Denn in der Stadt ist kein Bett, kein Sofa, kein Stuhl mehr frei. Weil kein Zug nach Berlin geht; am Schlesischen Bahnhof sitzt Spartakus. Und der Warteraum ist ein schlafender Menschenknäul; da ist kein Fleckchen Wand, an den man sich lehnen könnte.

Um vier Uhr geht ein Güterzug nach Küstrin. Da ist der Schuppen willkommenes Nachtlager, trotz Ratten und Ritzen und Januarkühle.

Der Warteraum von Küstrin: ein hartes Lager Schlafender. An den Wänden, auf den Stühlen, unter den Tischen. Aber irgendwo an einem Tisch ist noch ein Fleckchen für einen Arm und einen müden Kopf. Zuweilen erzählt einer, wie im Schlaf. „Grodno . . . seit acht Tagen . . . nun hier. Und in Berlin Straßenkampf . . . vielleicht besser gewesen, beizeiten eine Kugel . . . Und an der deutschen Grenze haben wir Hurra geschrien!“ Dann sinkt der Schädel des Sprechenden wieder schwer auf die Tischplatte.

„Nach Schneidemühl geht heute kein Zug.“ — „??“ — „Wir streiken.“ Und dabei knipst er Karten nach Neppen. — „Jawohl, Generalstreik von Berlin aus.“

Ob die's schon wußten, oben im Wartesaal?

Dann fuhr doch ein Zug. Kam aus Berlin, vom Schlesischen Bahnhof. Und wurde von Fragern bestürmt: „Kann man nach Berlin?“ — „Was wollen Sie dort? Sind froh, daß wir raus sind!“ — „Vor den Polen fliehen.“ — Man versteht einander nicht.

* * *

„Hören Sie mir auf von der Regierung! Sie scheint noch nicht einmal zu wissen, daß Posen besetzt ist! Gestern teilt mir die Reichsgetreidestelle mit, Schneidemühl werde nicht mehr von Berlin, sondern von Posen aus versorgt! Alle Anforderungen, Beschwerden u. s. w. sind an das Landesernährungsamt in Posen zu richten. — Ich werde nun einfach die für die Reichsgetreidestelle hier lagernden Bestände beschlagnahmen und Güterzüge anhalten. Was bleibt mir übrig?“ — „Und Berlin, Herr Oberbürgermeister?“ — — „Wenn Ihr verhungert, habt Ihr's Euch selbst zuzuschreiben. Schafft Ordnung und vertreibt die Polen aus Euern Lebensmittelprovinzen!“ — „Glauben Sie denn, daß auch Ihre Stadt . . .?“ — „Sehen Sie, Schneidemühl ist rein deutsch. Ich glaube nicht, daß die Polen es wagen werden . . .“

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch, nachts um halbzehn: Alarm! — Glockengedröhn, Sirenen heulen, Pfeifen schrillen, Trompetenstöße, Tuten blasen. Die ganze Stadt ist ein einziges Gebrüll. Durch die Straßen rast Feldgrau, hasten Bürger, das Gewehr in der Hand, dem Bahnhof zu. Männer, Frauen und Kinder ihnen entgegen, Reisende mit Koffern, Flüchtlinge mit schweren Ballen: der Stadt zu. „Die Polen kommen . . .!“

Oben im Bahnhof: Das Hauptquartier. Major von Plehwe mit seinem Stab. „Tausend Polen sind von Usch her im Anmarsch, von Kolmar naht ein Zug mit Bewaffneten“, so lautet die Meldung.

„Alle Zugänge besetzt?“ — „Jawohl, Herr Major; an der Uscher Straße die Bürgerwehr, weiter rechts, an der Brücke das Arbeiterbataillon, nach Kolmar zu Hauptmann L. mit zwei Kompagnien.“

Ein junger Leutnant meldet sich. — „Fahren Sie mit einer Maschine und einem halben Dutzend Freiwilligen, Maschinengewehr, auf Kolmar zu. Wenn geschossen wird, Köpfe wegstecken. Hat keinen Zweck.“ — „Zu Befehl!“

Zehn Minuten später steht eine Maschine bereit. „Haben Sie einen Lokomotivführer, Herr Obervorsteher, die Sache ist nicht gefahrlos?!“ — „Selbstverständlich, Herr Major.“

Der Eisenbahner zögert noch. „Nun?“ — „Herr Major, meine Leute wollen nicht zusehen, wenn die Polen kommen. Sie bitten um Gewehre und einen Führer . . .“

Die Ordonnanz hängt am Fernsprecher. Nicht eine Meldung weiß von Polen zu berichten.

„Ich werde die Vorposten rekognoszieren.“ Wir steigen ins Auto. Eine Ordonnanz stürzt in den Wagen. „Ein Telegramm, Herr Major, an das Bahnhofskommando.“ Eine Taschenlampe blinkt auf. „Laßt Panzerzug nicht abgehen; Polen versuchen bei, bei . . .“ — es ist nicht zu lesen — „Strecke aufzureißen.“ — Man weiß nichts von einem Panzerzug. „Woher kommt das Telegramm?“ — Auch das weiß niemand. Der Bahnhofsvorsteher fragt alle Stationen durch. Niemand hat's aufgegeben.

„Sehen Sie, so schafft man sich Panzerzüge vom Hals! Polnische Kriegslist . . .“

Draußen ist alles in Ordnung, jeder an seiner Stelle. Fünfmal im Finstern werden wir angehalten. „Parole?“ — „Hindenburg.“ — „Passieren.“

In dieser Nacht kamen die Polen nicht.

Am Bahnhof steht ein Dutzend Lokomotiven, keuchend unter dem Druck frischen Dampfes. Große, starke Maschinen, eine hinter der andern, marschbereit. „Die besten, die wir haben. Damit sie den Polen nicht in die Hände fallen! Sind für die Entente bestimmt . . .“ der Eisenbahner wendet sich kurz ab.

* * *

Züge nach Bromberg werden über Konitz, Laskowitz umgeleitet. Nakel ist von den Polen besetzt. — Zunächst bis Konitz, in aller Frühe, im frostkalten Wagen, mit Scheibenlüftung, zwei Stunden lang. Anschluß nach Laskowitz erst nachmittag. Aber mittags steht ein Zug am Bahnsteig. Schilder an den Wagen „Berlin, über Schneidemühl, Bromberg nach Thorn“. — „Wann fährt der Zug?“ Der Bahnbeamte zuckt die Achseln: Weiß ich nicht. Der Zugführer muß es wissen; aber der Mann mit der roten Tasche lächelt mich mitleidig an: „Das wissen Sie besser als wir.“

Aber endlich fährt er doch. Sieben Stunden bis Laskowitz, sieben Stunden für siebzig Kilometer! Denn die Strecke ist eingleisig; an jeder der zehn Weichen warten wir dreiviertel Stunden auf einen Gegenzug. In Laskowitz halten wir eine Stunde. Man weiß noch nicht, wo man hinfahren soll, nach Bromberg oder nach Graudenz. Da ich nach Bromberg muß, fahren wir nach Graudenz . . .

Siebenunddreißig Stunden, nachdem ich Schneidemühl verlassen hatte, am nächsten Abend um viertel neun landete ich auf einer Lokomotive in Bromberg. Sonst fährt der D-Zug vierzig Minuten . . .

* * *

Wir sitzen im Treppenflur des Hotels, denn in Bromberg herrscht Belagerungszustand. Ein stämmiger Feldgrauer, beschmutzt, in kotigen Stulpenstiefeln; ein paar jüngere um ihn; ein junger Mensch in Zivil, der einzige. — „Jawoll, Herr Bürgermeister, auf Ihren Kopf haben sie auch tausend Mark ausgesetzt, tot oder lebendig!“ — „Lassen Sie man, Wendt, wir holen uns Schubin schon wieder zurück. Und wenn wir allein gehen sollen!“ Der Stämmige sagt es ruhig, zuversichtlich, und seine Schubiner glauben ihm. „Ja, wenn Leutnant Manthey nicht nach Znin gegangen wär', die Sch . . . kerls hätten uns nicht klein gekriegt! Aber so, mit die paar Mannches . . . Herr Bürgermeister, mit Eckardt war ich allein, vorn an der Straße nach Exin. Ganz laut hab' ich kommandiert: Kerls, daß Ihr mir nicht schießt, bis sie ran sind! Das mußten sie hör'n, so laut hab' ich gebrüllt: Achtung, mein Zug, laden! Und dann ballerten wir beide, Eckardt und ich. Zwei Schüsse. Sauterls, schrei' ich, Ihr sollt nicht vorher schießen . . .! Und die Polacken glaubten das und wagten sich nicht ran. Und dann ließ denn wir beide war'n doch nicht genug auf ein paar Hundert. Und durch ganz Schubin sind wir durch, durch die Polacken, mein „Zug“, Eckardt und ich . . .“

Die Treppe herauf stampft schwer ein blutjunger Leutnant: Knarre über der Schulter, Rucksack, Revolver, Feldstecher. Seine Augen sind trübe vor Müdigkeit; er taumelt fast. „Herr Leutnant, kommen Sie aus Znin?“ — — „Aus Znin? Ja. Haben uns durchgeschlagen.“ — „Und Leutnant Manthey?“ — „Auch da.“ — „Gott sei Dank, dann ist Schubin bald wieder unser. Haben Sie Verluste . . .?“ — „Verluste. Ja . . . Vier Tote. Leider.“ — „Mein Bruder war mit Manthey. — Herr Leutnant, mein Bruder, Wendt ist mein Name, wissen Sie, ob mein Bruder . . .?“ — Dem Leutnant fallen die Augen zu. „Wendt, . . . Wendt . . .“ das Denken wird ihm schwer. „Wendt. Nein. Ich weiß nicht . . .“ Und dann, als alle schweigen: „Gute Nacht!“ — Schwer, unendlich schwer stampft der junge, schlanke Mensch die Treppe hinauf. —

Am andern Morgen feiern zwei Brüder ein Wiedersehen: „Wenn die Polacken bloß Vatern und Muttern . . .“

* * *

„Der D-Zug nach Berlin fährt.“ — Das ist um neun. Der Personenzug steht zwei Stunden in Bromberg, dann fährt er nicht über Nacht. Um elf soll der D-Zug noch fahren. Um zwölf heißt es: nein, er fährt nicht.

Nach einer kurzen Rundreise durch die Warteräume von Thorn, Graudenz und Laskowitz setze ich endlich in einem Zuge, der nach Berlin fahren soll. In einem „Abteil“, das sonst nur zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmt ist. . . . Man weiß nicht genau, welcher Zug es eigentlich ist, man behauptet, er sollte schon gestern abend in Berlin sein.

Aber dann endlich, wirklich: Küstrin, Müncheberg, Strausberg . . . Berlin verschwimmt in Regennebeln, und der Vormittag ist ein düsterer Abend.

Am Schlesischen Bahnhof steht ein Soldat vor unserm Wagen, Stahlhelm, Eichenlaub am Kragen. Ein Hauptmann steigt aus. Der Soldat reißt die Tür auf, steht stramm. Steht stramm, wie früher Mannschaften ihre Offiziere grüßten. . . .

Durch den regnerischen Vormittag glänzt irgendwoher ein Sonnenstrahl!

Vielleicht sind die Ostmarken doch noch nicht verloren . . .?!

Das größte Schwefellager der Welt. Die gewaltigsten Schwefellager der Erde befinden sich ohne Zweifel am Popocatepetl, dem mächtigen Vulkan, der am Südende des mexikanischen Hochlands, im Angesicht der Hauptstadt selbst, liegt. Am Krater dieses Vulkans, aus dem ständig Schwefeldämpfe emporsteigen, liegt der wertvolle Stoff in Schichten, die eine Dicke von 200 Metern und darüber erreichen. Man hat das Gesamtgewicht der dort lagernden Schwefelmasse ohne Uebertreibung auf nicht weniger als 150 Millionen Tonnen berechnet. Ueberdies lagern die Dämpfe des Kraters alljährlich neue gewaltige Mengen von Schwefel ab. Dieser jährliche Zuwachs ist so groß, daß er den Gesamtkonsum Europas und Amerikas im gleichen Zeitraum um das Dreifache übersteigt.

Guter Rat.

Wenn Jemand dir auch als verschwiegener Freund erscheint,
Bedenk' doch stets: er hat noch einen andern Freund,
Und dieser wieder einen, oder zwei und drei,
D'rum — — schweigsam sei!

Die Sprache der Sterne.

Hast du jemals versucht, sie zu verstehen.

Das tausendstimmige Lied der Schöpfung versinkt in Schweigen, und das laute Leben stockt und schleicht leise beiseite.

Aus den Tälern hebt sich triumphierend das scheue Dunkel und löscht des Tagesgestirns letzte Lichtfunken.

Schwer steigt die Nacht, die dunkle, schweigende Nacht.

Am blaulichten Himmelsrand, der die Sphären umspannt, ein zauberhaft Flimmern, als glühten die Signale von göttlichem Licht, und sprühenden Opalen gleich füllt der Sterne schimmernde Schar die weite, weite Himmelswölbung. Und sie kreisen mit freundlichem Lächeln durch ungemessene Räume, die unverwelklichen Silberlilien auf himmlischer Flur.

Mit sanfter Gewalt ziehen sie die entseelte Welt in ihren Bann und breiten über sie eine Atmosphäre des Friedens — einen Odem aus Gottes innerstem Herzen.

Sie lächeln so weich und so milde ins dunkle Erdenland und flüstern ein süßes Wiegenlied der Erde, der ruhelosen, die nicht schlafen kann.

Wie sie so stille leuchten in die Seelen, die traurig bangen, die da einsam weinen, und sie singen in stille, süße Ruhe ein!

Denn Gräber gibt es, wo die dunkle Klage schweigt und nur das Herz von innen blutet; Gräber gibt es, die wie die Wetternacht an unserem Horizonte stehen und alles Leben niederhalten.

Der Herzen pochende Pulse, die rastlos verlangenden, stürmisch fordernden, die so weit ihre Flügel spannen und sich schwingen möchten fesselos, frei, so weit, so weit, lassen sie ruhig und ruhiger sein . . . .

Und kennt ihr die Sprache der Sterne?

Fern in des Aethers unendlichem Plane, da lacht uns ein Ziel, von Lichtglanz umglüht, und einmal, ja einmal hebt sieghaft der Geist sich, gleich wie der Aar in die Lüfte sich schwingt.

Vollendet den Weg, vergessen die Not und der Erde kleinlich Gebiet, befreit von des Lebens drückender Last und hinan, hinan die flammende Bahn aus des Alltags finsteren Schranken in den offenen Himmel hinein.

Des Irrtums düstere Schatten fallen und nimmer dann kann der Schritt mehr fehlen, denn heller Glanz erleuchtet die Bahn.

Und hoch über sternlichten Pfaden ein ewiges Eden, das das All der Weiten unendlich umkreist, wo aller Sehnsucht Erfüllung gegeben und alles Träumen zur Wirklichkeit wird.

Wohl läßt es leise sich ahnen, das Funkengeleuchte der Sonnenflur, wo der König der Sternenheere waltet und allmächtig gebietet bis an seiner Schöpfung fernste Enden, an dessen Ufersäumen wir erschauernd stehen.

Doch der Ewigkeit Vollendung in Worte zu fassen, nein — dazu reicht auch die Sprache der Sterne nicht hin . . . .

Mütterliche Warnung.

Mutter (zur verheirateten Tochter, die eben mit ihrem Mann streitet): „Prügelt euch doch nicht immer, Kinder; das gibt nur Unfrieden in der Ehe!“

Der kluge Sohn.

Wie Ali zu dem Geschäft seines Vaters kam.

Im fernen Morgenlande lebte ein reicher Mann, dem der Himmel zu gleicher Zeit drei kräftige Söhne geschenkt hatte, — Als dieselben herangewachsen waren, rief sie der Vater eines Tages zu sich und sprach zu ihnen: „Ihr seid jetzt groß und stark geworden und steht mir im Geschäft hilfreich zur Hand. Da Ihr Euch aber nicht immer so vertraget, wie es Brüder eigentlich sollen, und da ich nicht weiß, wem von Euch ich einmal das Geschäft übergeben soll, da Ihr alle Drei eines Alters seid, so habe ich beschlossen, dasselbe Demjenigen zu übertragen, der mir nach drei Jahren die größte, ihm selbst gehörige Summe Geldes aufweisen kann.“ —

Set und Phrat waren mit dem Vorschlage ihres Vaters völlig einverstanden, denn sie hatten sich zu strebsamen Kaufleuten herangebildet, und zogen getrosten Mutes in die Ferne, um ihr Glück zu versuchen.

Während jeder der beiden Brüder bis in die späte Nacht arbeitete, dürftig sich kleidete, kümmerlich sich nährte und Heller zu Heller, Taler zu Taler legte, trieb sich Ali, der letztgeborene, in den Wirtshäusern seines Heimatsortes umher und machte Schulden über Schulden. Ein Jeder borgte ihm gern, denn man wußte, daß der Vater der reichste Mann der Stadt war. Dieser war betrübt, daß sein ihm liebster Sohn die Schwelle seines Hauses mied, obwohl er die Mauern seiner Vaterstadt nicht verlassen hatte, und mit Bangen sah er der Zukunft entgegen. —

Kurz vor Ablauf der drei Jahre erfuhr der Vater eines Tages, daß Ali plötzlich von dannen gezogen sei, nachdem er zuvor sämtliche Schulden getilgt hatte. Wohin er sich begeben, wußte Niemand. —

Als die verabredete Frist abgelaufen war, stellten sich Set und Phrat im Hause ihres Vaters ein und bereiteten vor diesem die Schätze aus, die sie in den drei Jahren erspart hatten. Sie hatten Beide fast gleich viel, und der Vater sprach seine Freude und Zufriedenheit aus. Da trat plötzlich Ali ins Zimmer, reich in Sammt und Seide gekleidet, strahlend von Brillanten; zwei Diener begleiteten ihn und schütteten vor den Augen der überraschten Brüder und des vor Verwunderung sprachlos dasitzenden Vaters den Inhalt mehrerer Säcke auf einen Teppich aus. Der Glanz des Goldes, das Feuer der Edelsteine blendete schier die Umherstehenden, und freudestrahlend rief der Vater seinen Liebling zu sich.

„Ich wußte es,“ sprach er, „daß Du der Klügste bist, und Du sollst auch einmal die Scholle Deiner Väter erben. Deine Brüder werden Dir gerne hilfreich zur Seite stehen. . . Aber sage mir, wie Du es angefangen, so unendliche Reichtümer in der kurzen Zeit zu erwerben?“ —

Lächelnd beugte sich Ali zu seinem Vater nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich habe eine reiche Frau geheiratet.“

Was du so töricht warst, zu verscherzen, sei wenigstens so weise, zu verschmerzen.

Der polnische „Vormarsch“.

Von **Ludwig Kapeller,**

„Vossische Zeitung“, 15. Januar.

Bromberg, 13. Januar.

Alle Gespräche in Bromberg reden von Maschinengewehren, von schweren Granaten, von deutschen Husarenstreichen und polnischen Heeren. Der Belagerungszustand, vor drei Tagen vom Befehlshaber der 4. Infanterie-Division Major v. Klette über Bromberg verhängt, vermag den Optimismus, dem sich hier nicht nur die lebenslustige Jugend, sondern auch die leitenden Kreise hinzugeben scheinen, kaum zu beeinträchtigen. Um acht Uhr darf sich niemand auf der Straße zeigen, aber hinter verhangenen Fenstern lassen sich die neugierigen Bromberger von den Flüchtlingen die Heldentaten der Polen erzählen.

Und diese „Heldentaten“ sind nicht ernst genug einzuschätzen, wenn auch die Zahlen, mit denen die „Freiwilligen“ ihre Nervosität rechtfertigen möchten, im allgemeinen viel zu hoch gegriffen sind. Die eigentliche Gefahr der polnischen Horden liegt in der feingegliederten Organisation, die seit Wochen und Monaten von Posen und Warschau aus betrieben wird, und in den eigenartigen Verhältnissen des Landes. Kurz nach dem Einzug Paderewskis und dem Aufstand in Posen begannen die polnischen Werber ihre Arbeit. In allen Städten und Dörfern wurden Listen angelegt von den Polen, auf die man sich im „Falle der Not“ unbedingt verlassen könnte. Die aus dem Heere entlassenen Polen ergänzten nicht nur diese Listen, sondern sorgten auch für Bewaffnung und Munition. Tatsächlich ist die polnische Bevölkerung der ganzen Umgebung reichlich mit Kampfmitteln ausgerüstet.

Nun wiederholt sich immer der gleiche Vorgang. In irgend einer Kreisstadt erscheint plötzlich eine Abteilung von 10 oder 20 Mann unter der Führung von deutschen Offizieren polnischer Nationalität; sie überrumpeln die Stadt, „erobern“ sie und nach wenigen Stunden wächst der polnische Haufen zu Hunderten an. Die umliegenden Dörfer werden verständigt, und nun strömen Entlassene, Zivilisten, sogar Frauen, zur Stadt, sich dem polnischen Trupp anzuschließen.

Diese Banden von 500, 600, von 1000 Mann unternehmen nun Streifzüge in die Umgebung, von Ort zu Ort stärker anwachsend. Die Bürgermeister und Ortsvorsteher, teilweise allzu ängstlich besorgt um Leben und Gut ihrer Einwohner, suchen einen Kampf zu verhindern und schicken mitunter selbst die deutschen Schutztruppen fort. Die Zurückweichenden tragen Gerüchte von Unmassen aufmarschierender Polen vor sich her und bereiteten so alles für einen leichten Einmarsch der polnischen Horden vor.

Wo den Polen ernstlicher Widerstand entgegengesetzt wird, wo ihnen empfindliche Verluste beigebracht werden, da halten sie nicht lange stand. Denn auch die polnischen Soldaten sind kriegsmüde und werfen die Flinte ins Korn, wenn der Kampf zu ernst wird. So haben eine Handvoll entschlossener und tapferer Verteidiger die Städte Znin, Exin und Schubin tagelang gegen überlegene polnische Angriffe gehalten. Mangel an Munition, besonders an Maschinengewehrschüssen zwang sie schließlich doch, den Widerstand gegen neue Verstärkungen, gegen herangeschaffte Artillerie und gegen die Hinterlist polnischer Franktireure aufzugeben.

Dieser polnische Einfall in teilweise rein deutsche Städte spielt sich, obgleich von Offizieren geleitet und militärisch organisiert, in den rohesten Formen des Bandenkrieges ab. Denn die Polen tragen durchweg deutsche Uniformen, nur die Kokarden haben sie durch kleine weiße polnische Adler ersetzt, und auch dieses winzige Erkennungszeichen entfernen sie zeitweise, wenn es ihnen günstig erscheint, für Deutsche gehalten zu werden. Eine zeitlang versuchten die Deutschen, sich durch weiße Armbinden untereinander kenntlich zu machen; da trugen auch die Polen weiße Binden! Und mehr als einmal wurden deutsche Patrouillen durch deutschen Anruf von Polen überrumpelt.

Wird eine Stadt von den Deutschen zurückerobert, so verschwinden die polnischen Banden wie in den Erdboden; sie zerstreuen sich in die umliegenden Ortschaften und werden zu harmlosen Bauern und Bürgern, um bei der nächsten Gelegenheit wieder als Bewaffnete zu erscheinen. Meistens fehlt es an Truppen, die Umgebung einer genommenen Stadt so stark zu besetzen, um einen neuen Aufstand zu unterdrücken. Und in den immer aufs neue aufflammenden Kämpfen verströmt schließlich die Kraft und Entschlossenheit der deutschen Verteidiger, die oft von der eigenen Bürgerwehr, in die sich Polen mit deutschen Namen einschleichen, hinterrücks überfallen und beschossen werden.

In vielen Fällen, wenn die Polen sich nicht stark genug fühlen, beginnen sie Verhandlungen. Sie versprechen, sich zurückzuziehen und sich jeder militärischen Unternehmung zu enthalten, wenn auch die Deutschen ihre Stellungen räumen. Eine Bürgerwehr, aus Deutschen und Polen gleichmäßig gebildet, soll für den Schutz der Einwohner sorgen. Solche „Waffenstillstandsverträge“ sind in Wollstein, Bomst, in Czarnikau und Kolmar, in Wirsitz und Nakel, zunächst in Hohensalza geschlossen worden. Aber in dem Augenblick, da sie Verstärkung erhalten, pfeifen sie auf alle Verträge; so haben sie z. B. in Hohensalza und auch in Wollstein die abziehenden Deutschen hinterrücks überfallen, sie aus allen Häusern beschossen und die Stadt „zurückerobert“.

Je stärker der Widerstand der Deutschen, je ernster die Verluste der Polen, um so rücksichtsloser gehen sie gegen die Gefangenen und die zurückbleibenden Frauen und Kinder vor. Wehrlose deutsche Gefangene wurden erschossen, unbewaffnete Bürger gefangen gesetzt, Wehrfähige — entgegen allen Vereinbarungen — interniert, deutsche Häuser durchsucht und ausgeplündert. In allen Fällen bleibt die polnische Bevölkerung bewaffnet, die deutschen Bürger werden durch sogenannte „Requisitionen“ drangsaliert, entwaffnet und ihres Eigentums beraubt.

Die polnischen Führer versichern immer wieder, sie führen nichts Böses im Schilde gegen die Deutschen. Und in einigen Fällen scheint ihnen tatsächlich das Heft aus der Hand zu gleiten. Nach den letzten Nachrichten aus Warschau ist es dort zu wilden Bolschewistenkämpfen gekommen, und russische Hetzer sollen nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch bereits in Posen eine wilde Werbearbeit entfaltet haben. Die großpolnische Organisation benutzt nun die bolschewistischen Umtriebe in ihrem Kampf gegen das Deutschtum — ganz ähnlich wie seit Monaten in Oberschlesien! —, ist aber bereits ernstlich besorgt, ob sie später der aufgehetzten Massen Herr werden und sie noch zu ihren eigenen Zwecken wird verwenden können.

So schließt die polnische Gefahr eine noch größere in sich, die Uebertragung des wildesten, russisch-polnischen Bolschewismus in unsere Ostmarken. Diese Gefahr scheint auch der Entente nicht unbekannt zu sein, denn in Posen hat sie unzweideutig erkennen lassen, daß sie das Vordringen der Polen in Posen nicht billigt. Um so eifriger betreiben die Polen die Besetzung deutscher Landesteile, denn sie sagen sich — wohl kaum mit Unrecht — daß die Entente niemals sich dazu hergeben wird, den Deutschen zugesprochene Gebiete von den Polen zu säubern. Es bleibt also der Regierung die dringende Aufgabe, das polnische Vordringen zum Stehen zu bringen, wenn sie einige der reichsten und fruchtbarsten Provinzen nicht endgültig verlieren, wenn sie nicht auch Ostpreußen aufgeben, wenn sie nicht Hunderttausende deutscher Truppen in Rußland, denen als einziger Weg der über Ost- und Westpreußen freibleibt, dem Verderben preisgeben will.

Bromberg ist genau wie Schwiebus, wie Schneidemühl und Graudenz, von Flüchtlingen aus der Umgebung überfüllt, die ungeduldig darauf warten, die Polen wieder zu vertreiben, die aber an Zahl, Bewaffnung und Munition zu schwach sind, einen Vorstoß zu wagen. Und die sogenannten „Freiwilligen“ Brombergs sind in ihrer Mehrzahl nicht dazu zu bewegen, die ihnen sicherer dünkende Stadt zu verlassen. So ist Bromberg im Augenblick gegen einen jeden Tag möglichen Einfall ganz ungesichert, denn die letzten Vorposten wagen sich kaum über die engere Stadtgrenze hinaus. Der Bromberger Arbeiter- und Soldatenrat, von Beginn an unschlüssig und den Versicherungen der Polen allzu leicht- und gerngläubig vertrauend, vermag auch den zum Kampf entschlossenen Offizieren die feste Kommandogewalt nicht wieder zu schaffen. Und immer hartnäckiger tritt das Gerücht auf, das heute als Berliner Meldung von einer Bromberger Zeitung wiedergegeben wird, daß Generalfeldmarschall von Hindenburg in den nächsten Tagen den Oberbefehl über den gesamten Grenzschutz im Osten übernehmen werde. Dieses Gerücht ist nicht nur in Bromberg, sondern im ganzen Osten verbreitet, und schon vor einer Woche wurde in Schneidemühl als einzige Möglichkeit, die Ostmarken im letzten Augenblick zu retten, Hindenburg genannt, der seine alten Kerntruppen zu einem letzten Kampfe aufrufen solle. Der Name Hindenburg allein würde genügen, in den Ostmarken Zehntausende kampfentschlossener Freiwilliger zu schaffen, die, ohne die Hemmungen soldatenrätlicher Verfügungen, unter der festen Kommandogewalt Hindenburgscher Offiziere Posen und Westpreußen von den polnischen Horden säubern würden.

Kurzgefaßte Lehre verschiedener Wissenschaften.

Von Studiosus Brandmeier für den Hausgebrauch eingerichtet.

Naturgeschicht' studieren
Find' ich sehr bequem:
Kater, Aff' und Hering —
Das ist mein ganzer Brehm!

Ditto die Botanik
Hat man sehr rasch los!
Was man braucht, ist dieses:
Malz, Hopfen, Knaster, Moos!

Selbst die Mathematik
Macht uns viel Genuß:
Die schöne „Unbekannte“,
Und 's Borgen erst am Schluß!

Die Kulturgeschichte
Man sicher nicht vergißt,
Wenn so der Kongoneger
Die Schwiegermutter frißt!

Doch die Hydrodynamik
Macht gar das Aug' mir feucht!
Das liebe goldene Pumpen
Lernt sich ja gar so leicht!

Zerstreut.

„. . . Also acht Kinder haben Sie jetzt, Herr Professor? Als ich Sie in früheren Jahren 'mal besuchte, waren's wohl noch nicht so viel?“

„Das mag sein . . . aber unter vier sind's nie gewesen!“

Erfatzleistung.

„Aber, Herr Adjunct, was soll denn das heißen! Sie faulenzen ja vom Morgen bis Abend in einer Tour!“

„Bitt' schön, Herr Chef, ich bleib' dafür auch jeden Tag viel länger im Bureau als die Andern!“

MY, HOW SHE HAS CHANGED!

Himmel, hat die sich verändert!

(Aus der in Frankreich veröffentlichten Soldatenzeitung „Stars and Stripes“.)